

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 201 (1922)

Artikel: Der Hansüegg und seine sechs Aemter : eine Erzählung aus der
Schönengrunder Pfarrzeit
Autor: Birnstiel, J.G.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-374649>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Weiter ist zu erwähnen, daß viele Tunnel seit dem Bau sich etwas deformiert haben. Man muß nämlich gar nicht glauben, daß im Erdinnern alles ganz ruhig sei. Im Erdinnern kommen noch allerlei Bewegungen vor, die in den Tunneln Veränderungen im Mauerwerk hervorrufen und wenn nun die nötige Höhe im Tunnel nicht mehr vorhanden ist, welche für die Fahrdrathleitung nötig ist, so müssen kostspielige Nacharbeiten ausgeführt werden. Große Ausgaben verursachen auch die Unterwerke, welche zur Auf- und Abtransformation der elektrischen Energie gebaut werden müssen. Das Unterwerk bei der Station Göschenen hat seines burgartigen Charakters den Ueberrnamen „Zwing-Uri“ erhalten.

Zum Schlusse sei noch etwas über die Wirtschaftlichkeit des elektrischen Betriebes erwähnt.

Vor dem Kriege wurde ausgerechnet, daß für die Gotthardlinie der elektrische Betrieb etwas billiger zu stehen komme als der Dampfbetrieb. Dazumal war das Bauen noch nicht so teuer wie heute und die Kohle kostete ungefähr 26 Fr. per Tonne (1000 Kilogramm) franko Basel. Neue Vergleichsrechnungen, die auf Grundlage der Löhne und Materialpreise vom Jahre 1920 aufgestellt worden sind, haben für die Linie Basel-Chiasso ergeben, daß wenn man das für die Elektrifikation aufzuwendende Ka-

pital mit 7% verzinsen muß, der elektrische Betrieb erst billiger als der Dampfbetrieb wird, wenn die Kohle mehr als 140 Fr. kostet.

Wird das Geld wieder billiger und sinken die Löhne und Materialpreise, so kommt es vielleicht dazu, daß der elektrische Betrieb sich selbst dann noch günstiger stellt, wenn die Kohle auf 80 Fr. hinuntergeht. Dabei ist immer zu berücksichtigen, daß beim elektrischen Betrieb mit wenig Mehrkosten weitere Züge eingelegt werden können.

Der Vollständigkeit halber ist noch anzuführen, daß die Bundesbahnen außer am Gotthard noch auf anderen Linien den elektrischen Betrieb eingeführt haben.

Im 20 Kilometer langen Simplontunnel ist der elektrische Betrieb gleich mit der Eröffnung im Jahre 1905 eingerichtet worden. Das hier angewendete System ist Drehstrom. Beim Dampfbetrieb wäre es in diesem langen und heißen Tunnel gar nicht möglich gewesen, annehmbare Luftverhältnisse zu schaffen. Als im Jahre 1918 große Kohlennot herrschte und der Simplonverkehr so klein war, daß die elektrischen Simplonlokomotiven für eine längere Strecke genügten, wurde der elektrische Betrieb bis nach Sitten ausgedehnt. Gleiche Gründe haben dazu geführt, daß der elektrische Betrieb der Lötschbergbahn (Brig-Scherzigen) bis nach Bern verlängert wurde.



Der Hansüergg und seine sechs Nemter.

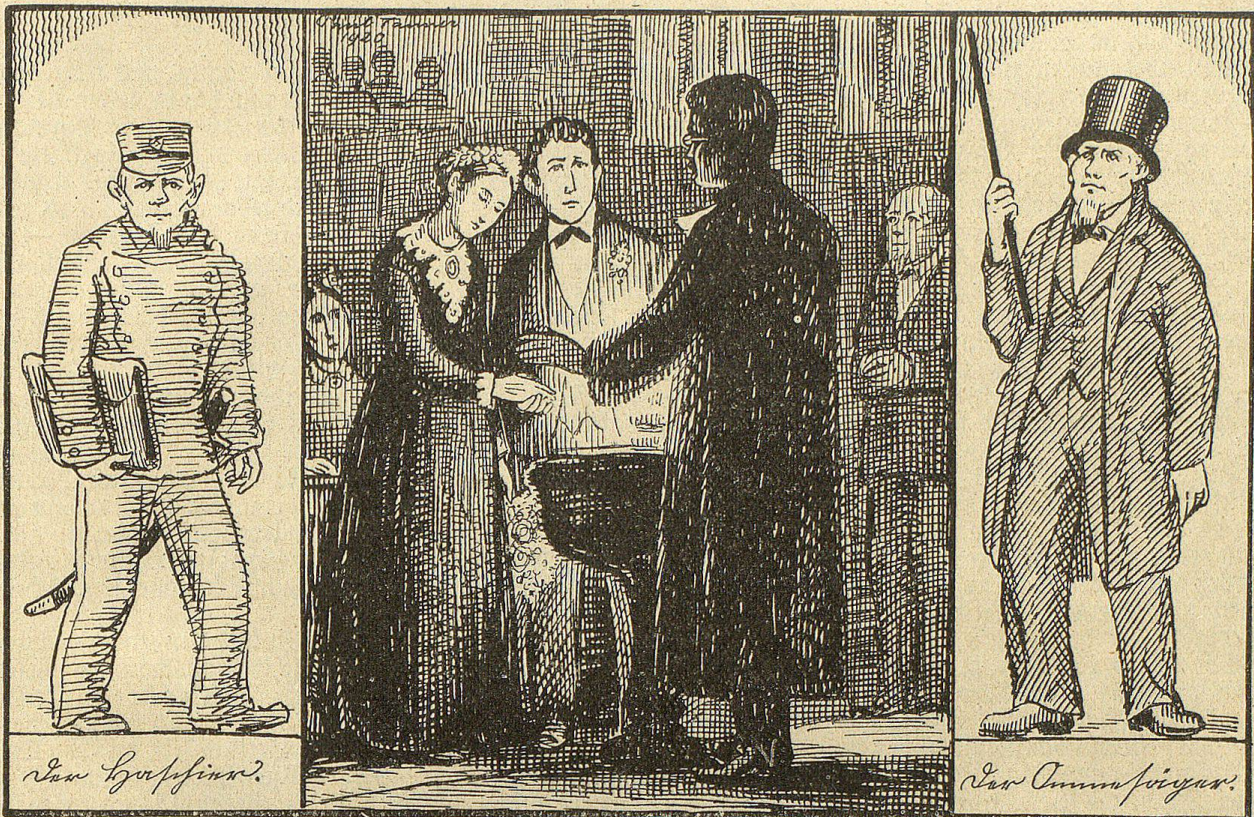
Eine Erzählung aus der Schönengrunder Pfarrzeit von J. G. Birnstiel.

Nemterkumulation? Das gab es doch in meinem Pfarrdörflein nicht. Und wenn sich bei einigen Menschen etwas zeigte, was doch in diese Kategorie zu gehören schien, so litt niemand darunter, weder der, der die Nemtlein hatte, noch diejenigen, die sie an sich mußten ausüben lassen. Ich wette, daß nicht drei Personen in der Gemeinde zu finden waren, die überhaupt wußten, daß Kumulation Anhäufung heiße und daß in solcher Nemteranhäufung, wenn sie von jemand erstrebt würde, etwas Ansechtbares läge.

Da war nun zum Beispiel einer, der wirklich ein Bißchen viel Werg an der Kunkel hatte, denn er war Mesmer, Gemeindegewichtswibel, Steuereinzzieher, Leichenlader, Haschierer, und als eigentliches Nemter betrieb er die Stickerie. In der Tat, er war belastet, aber doch nicht eigentlich überladen. Keines dieser Nemtchen verlangte eine ungeteilte Manneskraft und wurde das eine getan, so konnte ruhig das andere warten. Von Kraftzersplitterung war beim Inhaber der sechs Chargen auch nicht die Spur, von Nervosität noch weniger und am Allerwenigsten von einem Einströmen gar zu ergiebiger Gold- oder Silberfluten

auf einen einzigen Sterblichen oder von einem Versinken seiner armen Seele in Mammonsüberfluß. Eher hätte der Vielbetrante zu seinen sechs Nemtchen noch ein siebentes angenommen, um hinter die Blumen vor die Fenster seiner kleinen Wohnung im Hinterdorf noch ein wenig mehr Sorglosigkeit und Behagen für sich und die Seinen zu bringen.

Er sah übrigens auch nicht aus wie einer, der sein Schäfchen im Trocknen hat und, wenn er hemdärmelig und mit Schlarpschuhen frühmorgens oder abends zum Betläuten ging, so hatte er alles in der Welt eher als den Nimbus eines Stadtfigristen, der mit der zigerstockartigen Sammetmütze feierlich seines Amtes wartet. Nicht einmal wenn er als Haschierer die Uniform trug, verfügte er über ein Amtsgefiicht. Immer schaute sein bleiches Antlitz mit den treuen Augen, der Stumpfnase und dem dünnen Rinnhärtchen gleich harmlos, gemütlich und zufrieden drein, ob er mit dem schwarzen Stock des Leichenladers als „Dmmesäger“ auszog oder ob er den dicken, vielleicht sogar eine Degentlinge verbergenden Polizeibüchel fest aufs Pflaster setzte. So gab man ihm denn auch



keinen Amtstitel, ob er in dieser oder jener seiner seiner sechs Eigenschaften tätig war. Alles nannte ihn nur den „Hansüergg“ und fast das ganze Dorf verkehrte auf du und du mit ihm.

Vor Jahrzehnten sah man auf den Landstraßen nebst Bärenführern, Kameltreibern, Veierkastenmännchen, Dudelsackpfeifern, Hausierern, Savojardenbuben, und Zigeunern auch etwa einen Multimusikanten, d. h. einen, der etwa fünf bis zehn Instrumente zu gleicher Zeit spielte, wobei er den nickenden Kopf, den blasenden Mund und dann erst noch Hände, Ellbogen, Knie und Füße zur Hervorbringung irgend eines Geflingels oder eines Tutens gebrauchte. So war es nun beim Hansüergg nicht. Ich meine, nicht alles auf einmal, sondern eins nach dem andern — „wiä z'Paris!“

Da sitzt er zum Beispiel, sintemalen der Achtstundentag noch weit hinter Gotterbarm liegt, eines Morgens schon in aller Herrgottsfrühe an seinem Pantograph und sticht, und das Fräuli mit den vollen roten Backen oder eines seiner Mädchen sädelt tapfer drauf los, während die große Maschine rasselt. Jetzt poppert irgend einer ans Fenster des Sticllokals, wünscht den Hansüergg in seiner Eigenschaft als Mesmer zu sprechen und vertraut dann dem im Fensterrahmen erscheinenden Kopf mit wichtigen Mienen an: „Morgen früh um fünfe will ich Hochzeit haben! Verstehst du um fünfe! Wir wollen halt ein Hochsdigeisli auf St. Gallen und Rorschach machen und am Abend wieder zu Hause sein. Also bhüet Gott — und gell bei Zeiten!“ Und so schlarrt denn der Hansüergg

andern Morgens um halb fünfe zur Kirche, zündet, weil's noch früh im Frühling ist, die Petrollampe an und stellt sie auf den Taufstein. Vielleicht sind auch schon ein paar Sänger oder Blechmusikanten da, denen er einen Platz auf der „Borchilche“ anweisen muß. Mit Glockenschlag ist der Pfarrer bereit, spricht über das Petrollämpfli hinweg, in die Nachtschatten der kalten und dunklen Kirche hinein, besleißt sich einer wohlthätigen Kürze, weil ihn der Bräutigam schüli eindringlich gebeten hat, es doch ja recht kurz zu machen, da er und sie auf Schusters Rappen den ersten Zug in der „Waldstatt“ erreichen müssen. Und siehe da, nach einem Halbstündlein sitzt der Pfarrer wieder daheim über irgend einem Buch, froh gestimmt, weil es ihm vergönnt war, den Wegweiser, an dem zwei Erdenwanderer ihren gemeinsamen Lauf beginnen, mit den grünen Zweiglein lieblicher Worte zu umkränzen. Der Mesmer aber ist schon wieder Sticker und wirkt mit der Maschine allerlei Röslein, Nelken und Veilchen in den weißen Stoff, der dereinst sich als Sonntagstaat, Hochzeitskleid oder gar als Totenhemd um die Leiber Staubgeborener winden soll. Der Hansüergg dichtet also auch, auf seine Weise und hat recht. Was wäre der Mensch auf seinem harten Weg, wenn nicht dann und wann ein paar Blüten von oben drauf fielen! Streut sie ein armer Sticker mit fleißiger Hand und legt einwenig Seele in sein Tun, so hat er, so gut wie ein Pfarrer, eine priesterliche Tat getan.

Doch zurück zu Hansüerggs Arbeitstag. Hat er sich nun den lieben, langen Vormittag fast krumm

gestickt, so befiehlt ihm auf einmal ein Aufgebot, am Nachmittag im Hausgang des Pfarrhauses als Gerichtswelbel Posten zu stehen und anwesende Delinquenten ins Unterrichtszimmer — jetzt Gerichtslokal — zu rufen. Man denke: vor die Schranken! Hu — vor die Schranken! Was man so nannte, das war eigentlich nur ein transportabler Lattenhag, ein platzversperrendes Gestell, das sonst im dunkeln Hintergrund des Pfarrhausflures stand und an dem vor Beginn des Bibelunterrichts die Buben herumturnten, nicht ahnend, daß auch sie, die jetzt heineschaulend und pfeifend auf diesem Möbel sitzen, dereinst eine Stunde erleben könnten, wo sie vor die Schranken müssen. Diesseits die verkörperte Schuld, jenseits der Richter, in der Mitte wie ein Abgrund über den einstweilen keine Brücke führt, der schreckliche Hag, der Schranken.

Der Hansüergg fühlte sich da sozusagen als der Mittler zwischen denen jenseits und denen diesseits des bösen Holzes. Er ging mit den Angeklagten höchst brüderlich um, kürzte ihnen die Zeit mit allerlei Gespräch und verleugnete auch als Büttel des Gerichtes nicht den Diener der Kirche, die die Versöhnung predigt.

Sogar auf Hansüergg den Haschierer färbte das kirchliche Amt ein Bißchen ab und zwar mit wohlthuend heller Farbe, die dem Diener der Dorfpolizei von vorneherein das Finstere benahm.

An drei Nachmittagen der Woche hatte er die amtliche Pflicht als Gemeindepolizist „zu streifen.“ Allfällige Uebelthäter mußten sich also wohl vornehmen, ihr dunkles Handwerk auf eine andere Zeit zu verlegen als auf die, wo der Hansüergg spähend um die Wege war. Was an lichtlichem Gefindel sich herumdrückte zwischen Toggenburg und Appenzellerland, das muß ihn denn auch gefürchtet haben wie die Pest, denn ich habe in all meinen „sieben guten Jahren“ nie gesehn, daß er einen erwische, was ja freilich nicht ausschließt, daß er doch dann und wann einen Fischzug getan, auch wenn meine Augen es nicht sahen.

Ich glaube übrigens, der Name Haschierer war ihm zuwider, weil er, wie auch die Bezeichnung „Landjäger“ etwas Brutales in sich hat und gar zu sehr an Jagd auf Menschenfleisch erinnert.

Ein grober Witz, den einer sich eines Tages mit ihm erlaubte, ist ganz und gar nicht nach seinem Sinn gewesen. War da irgendwo im Kanton ein alter — na sagen wir also — Landjäger gestorben, dem nebst vielen Leuten auch mehr als ein Duzend Amtsgegnossen in Uniform das Geleite gegeben haben. Der Hansüergg ist mit dabei gewesen und hat auf dem Heimweg ins Hinterland einem Mitwanderer von der „prächtige Luch“ erzählt. „Nun“ — fragt ihn der Schalk — „Was für einen Text hat der Pfarrer denn gehabt?“ Der Befragte nennt einen bei Beerdigungen vielgebrauchten, schönen Bibeltext. „Das ist nichts!“ sagt der Unbekannte und schlägt den Rücken seiner linken Hand in die hohle Rechte, „ich hätte dem Pfarrer für diese Gelegenheit einen besseren Spruch gewußt. Im Buch Josua oder sonstwo spricht einer zu den Kindern Israhel: „Jeder unter euch wird noch tausende fangen.“ Das wäre mein’ Seel ein anderes

Trostwort für euch Schelmenfänger gewesen. Was meint ihr — hä?!”

Der Hansüergg hat die Geschichte mit traurigem Kopfschütteln wiedererzählt und hat in tiefem Aerger beigefügt: „Hätte der schlechte Kerl sein Wort auf irgend einen anderen Kanton bezogen, so hätte es noch seinen Weg gehabt, aber auf uns ehrliches Appenzellervolk Nein und zehnmal nein! Das geht über die Hutchnur! Und so einen sollte man — ich weiß gar nicht was man mit ihm sollte!“ Vielleicht ließ sich der also zürnende auch am Mißbrauch der Bibel. War das der Fall, so hat er Recht gehabt. Es ist in neuester Zeit Mode geworden, Bibelstellen in so erzdummer, geist- und witzloser Art zu Zwecken lustiger Unterhaltung zu mißbrauchen, daß sich einem säuberlichen Menschen vor Ekel der Magen drehen möchte!

Der Hansüergg war entschieden eine ernste Natur. Das sage ich, obwohl ich weiß, daß ihm viele ein gewisses nicht immer gutangebrachtes Lächeln nicht verzeihen konnten. Beim Erzählen ernstester oder traurigster Dinge schwebte nämlich immer ein Lächeln um seinen Mund.

„Über ist das nicht“ so sagte ich dann etwa zu seinem Schutze, „eine Eigentümlichkeit, die man bei vielen Leuten trifft? Was können sie dafür, wenn sich ihr Mund zu einem Lächeln verzieht, auch wo das Herz ergriffen ist? Das ist eine Seltsamkeit, wie der Umstand, daß oft die gemütvollsten Menschen im tiefsten Leid nicht weinen können. Heraus-schluchzen wäre ihnen Erleichterung sondergleichen, aber sie müssen warten, oft furchtbar lange warten, bis die befreienden Tränen kommen.“

„Ganz recht, ganz recht!“ gaben sie dann etwa zurüch, „aber der Hansüergg lächelt z. B. auch, wenn er etwa erzählt, er habe auf seinen Gängen einen Kranken besucht und der werde es nicht mehr lange treiben, er greife mit seinen Fingern schon in die Nase und taste suchend mit den Händen auf der Decke, das sei immer ein sicherstes Zeichen, daß es nicht mehr lange gehe. Und dabei lächle er. Ein verfluchtes Lächeln! sagten sie. Sie wollten einmal um keinen Preis, daß er, wenn es mit ihnen Matthäi am Letzten sei, in ihre Nähe komme. Wohl — Gott behüte! Man solle doch bedenken, er sei ja Leichenlader, müsse omme-säße in der Gemeinde, die Leichen waschen und ein-kleiden, den Totenbaum bestellen, bei der Beerdigung mitwirken und — ja und — das gebe eben Geld! Das Sterben der Leute sei sein Gewinn, denke er und lächle dazu!

„He nun, g’schech nit Böfers“, dachte oder sagte ich in solchen Fällen, „es mag ja richtig sein, daß am Lächeln des Gemütsmenschen Hansüergg auch der aufs Verdienen angewiesene Leichenlader und Mes-mer mitbeteiligt ist. Doch ich frage: Wo ist einer, der in allem, was er erlebt, so drin steht, daß bei ihm jede Regung für das, was ihm persönlich zukommt oder abgeht, ausgeschaltet wäre? Ist einer da? Gut, der werfe auf Hansüergg den ersten Stein!“

In Summa, ich bleibe dabei, der Hansüergg war ein ganz seriöser Mann. Auch als Leichenlader nahm er seine Sache ernst. Zum mindesten war er mora-

lisch hoch erhaben über gewisse Dummfäßer, die nicht ohne Humor ihren Spruch an Duzend Haustüren machten, zwischen hinein in Privat- und Wirtshäusern ihren Schnaps auf alles setzten und gegen Abend mit schief aufgestülptem Zylinderhut weiter torkelten, ohne manchmal noch genau zu wissen, für welch ein verewigtes Menschenkind sie eigentlich ihre Dummfäßerei betrieben hatten.

Weil der Held dieser Geschichte endlich auch noch Steuereinzahler war, so muß ich eines merkwürdigen Brauches noch Erwähnung tun, der im Kirchlein unterm hohen Hamm gepflogen wurde.

Alljährlich ein paarmal erhob sich nach Predigt und Schlußgebet der Schullehrer am Orgelpult, stellte den rechten Fuß energisch vor, erhob mit beiden Händen ein weißes Blatt und rief mit Kasernenton ins Kirchenvolk hinein: „Bekanntmachung!“ Dann folgte ein gemeinderätliches Edikt, das dem Bürger eröffnete, wie viel vom Hundert oder Tausend er für Schule oder Kirche, Straßenbau oder Löschgeräte und dergleichen zu bezahlen habe.

Ich weiß nicht ob und wie weit diese Erlasse einer, durch Predigt, Gebet und Lied geschaffenen Stimmung wohl oder weh getan haben. Ein hervorragendes Erbauungsmittel waren sie sicher nicht. Ihr Gutes mögen sie aber auch gehabt haben, insofern sie gerade hier, wo der Mensch sein irdisches Tun und Treiben ins Licht des Ewigen zu rücken sich Mühe gab, dem Christen sagten: „Redlich steuern ist auch eine große Sache. Das Gewissen normiert die Pflicht und im Tun von keiner Pflicht darf der Mensch sich lösen von seinem Gott, sei's auch nur, daß der Hansüergg kommt und die Steuer holt.“

So etwas schien der bei diesen Verlesungen bescheiden im Ohrli sitzende, jetzt sich als Steuereinzahmer wichtig führende Mesmer zu bedenken. Alle Würde seiner sechs Aemter lag auf seinem Angesicht und der Ernst verdeckte beinahe sein Lächeln.

Den Hansüergg hat also die jeweilige Steuerankündigung nicht gestört. Mir kam sie wie ein Fremdkörper im Gottesdienste vor, so ähnlich wie seinerzeit das in den Städten noch übliche Erheben des Kirchenopfers mittelst eines, an langer Stange befestigten Klingelbeutels, den der Mesmer von Bank zu Bank gehend, jedem Kirchenbesucher ostentativ entgegenstreckte.

Einmal hatte ich in Zürich einen recht unkirchlich gewordenen Mitstudenten aus dem Bette geholt und

in die Kirche mitgenommen, wo er gespannt einer trefflichen Predigt folgte. Dann kam aber der Steuereinzug, von dem der Kirchenfremdling noch nichts wußte. Mit Erblichen sah er den schwarzen Beutel näher und näher kommen und je mehr der Ueberraschte in den Taschen kramte, desto verstörter wurden seine Mienen. Doch siehe — als der Beutel vor seinen Augen hing, da tat auch mein Freund, was andere taten, d. h. er legte ein.

Nachher gestand er mir seine Not und die Rettung durch einen Gedanken. In völliger Ermanglung von Geld erinnerte er sich daran, daß jedes Gewand an verborgener Stelle etwa einen Knopf habe, den der luxugewöhnte Mensch des neunzehnten Jahrhunderts ohne Aufsehen zu erregen, im Notfalle opfern dürfe.

Diese Erinnerung blitzte mir — ich konnte mir nicht helfen — auf, als ich zum erstenmal im Kirchlein unter dem hohen Hamm die Steuer verlesen hörte und ich wünschte von Herzen, keiner möge erschrecken, jeder aber freudig seine Pflicht tun, nicht mit List und Tücke, die Knöpfe beut statt guter Münze, sondern mit einem Herzen, das nicht nur Gott gibt, was Gott gebört, sondern auch dem „Kaiser, was des Kaisers ist!“

Es ist schon lange her, seit der Hansüergg seinen letzten Weg ging und seit er auf seinem Schmerzenslager mit den Fingern nach der Nase und mit den tastenden Händen nach der Bettdecke griff, um, ohne es selber zu wollen, andern zu sagen, daß es nun Zeit sei, dem lieben Gott seine Seele und der Gemeinde die sechs Aemtli zurückzugeben. Ich glaube, er hat dem Tode ohne allzu große Furcht ins Auge geschaut, denn ich hatte manchmal das Gefühl; in all seinen Chargen steckte er als der unzertrennliche und unzersplitterte Funktionär eines einzigen, von Gott ihm aufgetragenen Lebensamtes, dem er eine kleine, aber geschlossene Persönlichkeit entgegenbringe. Und so sollte es eigentlich mit jedem Menschen sein!

Ich hatte ihn recht lieb, seit jenem Sonntag, da ich zum erstenmal, damals noch Student in höchsten Semestern, im leeren, verwaisten Pfarrhaus stand, mich beim Einläuten zum Kanzelgang rüstete, das Bäckchen umzubinden vergaß und nochmals herumgeholt wurde von dem auch in kleinsten Sachen sehr getreuen und präzisen Mesmer Hansüergg, der mir zurief: „Chönd Herr Pfarrer, i will i no s' Besszgerli böndä!“

Das Leben.

Von Ernst Zahn.

Das ist die Jugend, die nach Sternen greift
und Fackeln an den flirrenden entzündet,
die glaubt, daß, was sie sät, ihr zehnfach reist,
und Türme baut und neue Reiche gründet.

Das ist die Jugend, die von Feuer loht
und prahlend traut dem eigenen Vollbringen,
der das Erreichte klein, Bewährtes tot,
und die das Niegewes'ne will erringen.

Das ist die Jugend, die noch liebt und haßt
und ausschäumt, wenn sie Grenzen fühlt und Ketten,
ein Lebensgut in einer Nacht verpraßt
und stolz verschmäht des Reichthums weiche Betten.

Das ist die Jugend! — Und die Jahre gehn
und träufeln Del auf sturmgepeitschte Fluten
und predigen Entsagen und Verstehn
und lassen Wünsche wie den heißen Tag verbluten.

Und Haß wie Liebe löst sich in Geduld.
Ein Stillgewordener im weißen Schüttel
betrachtet eine aufgelauf'ne Schuld
und schreibt ans Ende: Es war alles eitel.